

Der Westen legt sich die Welt zurecht

Das Fach „Internationale Politik“ erscheint als zunehmend engstirniges Denksystem

Die Dritte Welt habe nun endlich ihre eigene unüberhörbare Stimme, schreibt Jean-Paul Sartre 1961 in seinem Vorwort zu Frantz Fanons antikolonialer Streitschrift „Die Verdammten dieser Erde“. Und tatsächlich brachten die Sechziger und Siebziger Jahre in Europa und Nordamerika eine Pluralisierung der Wissenszugänge zur internationalen Politik mit sich. Statt koloniale und liberale Modernisierungsdiskurse fortzuführen, um ferne Politik von hier und extern zu erklären, setzte die Disziplin der Internationalen Beziehungen vermehrt auf lokale Literatur, um das Verhalten von Regierungen und Gesellschaften in Osteuropa, Asien, Afrika und Lateinamerika von innen heraus zu erklären.

Sicherlich waren solche Auseinandersetzungen mit nichtwestlichen Politikmodellen auch seinerzeit wenig ausgewogen. Auch die nichtwestliche Literatur selbst war oft von bekannten europäischen Gedankengängen geprägt. Nichtsdestotrotz besaß die Vermittlung kritischen Wissens an vielen Universitäten einen großen Stellenwert. Um 1980 war es darum nicht unüblich, dass im Studiengang „Internationale Politik“ mit Studenten nicht nur Hobbes, Machiavelli und Morgenthau, sondern auch Zedong, Nyerere und Nasser gelesen und debattiert wurden, im Bestreben Weltpolitik möglichst facettenreich zu verstehen.

Alles gut also? Hat sich die Disziplin weiter von der ihr angeborenen regionalen Nabelschau emanzipiert? Im Gegenteil. Wer eine fortwährende Multiplizierung der Zugänge zur internationalen Politik erwartet, sieht sich heute gründlich enttäuscht. Statt weiterhin lokale Erklärungsansätze in die Analyse der internationalen Politik zu integrieren, greifen die führenden Universitäten Nordamerikas und Europas heute wieder vermehrt auf westliches Gedankengut zu-

rück, um ihren Studierenden Weltpolitik zu erklären.

Unsere Untersuchung der Hochschulpädagogik im Bereich Internationale Beziehungen (Jonas Hagmann und Thomas Biersteker, „Beyond the Published Discipline: Towards a Critical Pedagogy of International Studies“, London School of Economics and Political Science, Millennium Conference Paper, Oktober 2011) zeigt: Wer heutzutage in Harvard, Princeton oder Berkeley internationale Politik studiert, der lernt Weltpolitik vor allem durch enge rationalistische Modelle und gemäß der Sichtweise amerikanischer Politologen zu verstehen. Siebzig Prozent der an den zehn einflussreichsten amerikanischen Eliteschulen gelehrt Literatur basieren auf einem ökonomischen Menschenbild, Schwindelerregende 95 Prozent der dort gelesenen Texte wurden von Nordamerikanern verfasst.

Dass ein derart einseitiges Studiensystem heute vielerorts als Vorbild hochgehalten wird, entbehrt nicht einer gewissen Ironie. Und tatsächlich ahmen die führenden europäischen Universitäten die amerikanische Entwicklung in oft nur mäßig kritischer Art und Weise nach. Zwar werden in London, Paris oder Genf historische Zugänge zur internationalen Politik etwas stärker gewichtet. Doch der starke Fokus auf „Rational Choice“-Politologie bleibt generell bestehen, die Unterschiede zu Nordamerika bleiben gering, nicht zuletzt auch weil die Europäer bei der amerikanischen Wissenschaft hemmungslos Anleihen machen. Fast zwei Drittel der heute in Europa gelehrt Literatur über Weltpolitik stammen aus den Vereinigten Staaten, und die restliche Literatur ausschließlich aus Europa. Sartre hin oder her, auch in Europa dürfte Studenten der internationalen Politik heute „Franz Ferdinand“ geläufiger sein als Frantz Fanon.

Diese Rückbesinnung auf enge westliche Erklärungen von Weltpolitik wirft grundlegende Fragen auf über die Art von Wissen, die gelehrt und gelernt werden sollte. Was geht verloren, wenn nichtwestliches Wissen und innerhalb des westlichen Wissens die Theorienvielfalt ignoriert wird? Die in ihrer Konsequenz eindruckliche Abkehr von einem pluriversellen Wissensideal ist nicht nur

Siebzig Prozent der an den zehn einflussreichsten amerikanischen Eliteschulen gelehrt Politologie basieren auf einem ökonomischen Menschenbild.

als intellektueller Verlust zu deuten. Sie schafft auch konkrete praktische und wissenschaftliche Probleme. Der Umstand, dass Studenten der internationalen Politik – zukünftige Diplomaten, Mitarbeiter global tätiger Konzerne und internationaler politischer Organisationen – heute gar nicht mehr mit nichtwestlichen Überlegungen konfrontiert, aber auch des Öfteren so engmaschig in ökonomistischen Denkweisen geschult werden, untergräbt ihre analytische Fähigkeit, sich in andersartige Denksysteme zu versetzen.

Im Gegensatz zu den achtziger Jahren, als internationale Politik ansatzweise als ein komplexes Ineinandergreifen unterschiedlicher lokaler Werte- und Denksysteme beschrieben wurde, leistet der heutige intellektuelle Ansatz der Sichtweise Vorschub, dass Weltpolitik ganz allgemeingültig erklärbar sei. Ob sudanesischer Sezession, lateinamerikanische Parteipolitik oder afghanische Gesellschaftsdynamik – es erscheint wieder legitimer, nicht-westliche Beschreibungen zu igno-

rieren, und von nordamerikanischen und europäischen Universitäten aus universelle und rationalistische Erklärungen solcher Sachverhalte zu formulieren. Diese Bewegung zurück zu westlichen Denksystemen ist problematisch: Wo ausschließlich westliches Wissen gelehrt und gelernt wird, erscheint der Rest der Welt als intellektuelle *terra nullius*. Die Gefahr, dass Studierende verklärenden und allzu kompakten Bildern von „Afrika“ oder „Asien“ verfallen, ist immens.

Ob sich ein Fachbereich wirklich „Internationale Politik“ nennen sollte, dessen Lehre derart stark nordatlantisch geprägt ist, darf bezweifelt werden. Verschiedene Elemente verstetigen heute aber diese pädagogische und intellektuelle Ordnung. So wird in der Akademie die reflektierte Lehre kaum als Ideal oder Leistung gewertet. Stattdessen gelten Publikationen in nordatlantischen Fachzeitschriften, Forschungsaufenthalte in Nordamerika und Quantitäten an eingebrachten Forschungsgeldern immer mehr als die einzigen Kriterien erfolgreicher Forschung.

Was wären die anzustrebenden Wissens- und Denkidole einer solchen Disziplin? Eindimensionales Denken über Wirtschaft und Gesellschaft kann kein gutes Vorbild sein, argumentiert Friedrich August von Hayek 1974 in seiner Nobelpreisvorlesung, denn es verleitet dazu, gesichertes Wissen zu behaupten, wo Ungewissheit und Komplexität bestehen. Es scheint, dass sein Ruf nach einer fortwährenden kritischen Distanz gegenüber disziplinierten Denksystemen heute auch im Bereich internationale Politik stärker erhört werden sollte. Statt eine möglichst effiziente Anpassung an den Korpus des nordatlantischen Wissens zu suchen, ist es unumgänglich, heute wieder etwas mehr Reflexion, lokales Wissen und Weitsicht in der Lehre der Weltpolitik zu wagen.

JONAS HAGMANN

Der Autor lehrt Internationale Politik an der ETH Zürich.